Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 16

Artikel: Das liebe Mariechen [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635539

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 19. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Aus der Fremde.

Von Otto Volkart.

Die Mutter harrt im Heimatland,
In weiter Welt weil' ich;
Das Strickzeug in der fleiß'gen Hand
Sitzt sie und denkt an mich.

Da lacht ein schöner Frühlingstag,
Die Sehnsucht jagt mich fort,
Mein Herz erklingt wie Lerchenschlag,
Mich zieht's von Ort zu Ort.

Nach Hause! Heim! Das Aug' ist hell!
Verflogen alle Pein, —
Und dir an Hals und Brust gar schnell:
„O Mutter, ich bin dein!“

Das liebe Mariechen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg. 3.

Auch Frau Pfarrer Zimmerlein war Marie in christlichem Vertrauen und herzlicher Liebe zugetan. Sie stand einem Verein vor, der armen Frauen Arbeit gab und in seinem Lokal Unmengen von Wäsche aufstapelte zu einem jährlichen Verkauf. Marie hatte die Erlaubnis erhalten — eigentlich ganz gegen die Anstaltsregeln — ihrer mütterlichen Gönnerin jeden Donnerstag von drei bis fünf zu helfen und dann einen Tee mit ihr zu trinken, der vom Verein gestiftet wurde. Einen Tee mit Hörnchen. Marie durfte von diesen Halbmöndchen essen, soviel sie mochte, und mit Freude bemerkte die Pfarrfrau, daß sie trotz der Freiheit, die man ihr zugestand, nie mehr als zwei Stück dieses knusperigen Backwerkes sich zu essen gestattete.

Sie war wirklich ein vortreffliches Mädchen.

Wer aber die Sache auf die Spitze trieb, das war die kleine Frau Doktor Meerheim. Sie hatte Marie schon zweimal — es muß zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß sie selbst fast noch ein Kind war und nicht viel älter als Marie — Geld zugesteckt, das die Treue gar nicht nehmen wollte; krampfhaft schloß sie die Hand so, daß man hätte Gewalt anwenden müssen, um diese charaktervolle Faust zu öffnen. Auf der Doktorin Zureden streckte Marie endlich gehorsam ihre flache Hand hin und schloß sie über einem Goldstück.

„Gott segne Sie,“ flüsterte sie dabei, und ihr zitterndes Kinn, ihr nach unten gezogenes Mündchen und die beiden dankbaren Tränen, die ihr in gemäßigtem Wettlauf über die flaumigen Wangen rannten, hätten die Geberin beinahe auch zum Weinen gebracht.

„Aber niemand sagen,“ flüsterte sie.

Mariechen schüttelte den Kopf. „Wie Sie befehlen, gnädige Frau!“

Beinahe wäre Marie die unfreiwillige und unschuldige Ursache gewesen, daß zwischen Herrn und Frau Doktor Meerheim ein Ehezwist, den sie bis heute mit Geschick und Liebe verhütet hatten, ausgebrochen. Das war so gekommen:

Als der Hofarzt in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied seinen ersten Ritt zum Marienhaus gemacht und sich das ganze Haus hatte zeigen lassen, begehrte er auch den vielbesprochenen ersten Zögling zu sehen. Betroffen glitt sein Blick über Gesicht und Gestalt des Mädchens, das mit reifen, roten Lippen und zwei Mundwinkeln, um die ein paar verschmitzte Eidechsenschwänzchen ihr Wesen trieben, vor ihm stand, die Hände verschlungen und den Blick gesenkt.

„Oha,“ dachte er und hätte gepfiffen, wäre er daheim gewesen. Er fragte dies und das.

„Ja, gnädiger Herr, gewiß, gnädiger Herr, gern gnädiger Herr!" ging es ihr wie Honigseim von den Lippen und zum Schluß, als verheißendes und gewichtiges Punktum: „Wie Gott will, gnädiger Herr!"

So redete die schon daher. Doktor Meerheim räusperte sich. „Nun ja, warum nicht?" dachte er. „Sie ist nun einmal im Rettungsheim. Aber doch — diese Phrasen . . . . Sie scheint Talent zu haben!"

Er entließ das Mädchen und ritt heim. So recht wollte er nicht mit der Sprache heraus, als seine kleine Frau ihn eifrig über seine Erlebnisse befragte und ihn liebevoll und neugierig darüber auszuquetschen begann. „Frauchen," entschloß er sich endlich zu sagen und suchte vorsichtig nach seinen Worten, „laßt euch von diesem Fräulein Marie kein X für ein U vormachen!"

„Helmar, ich bitte dich, wie redest du wieder," rief die Frau Doktor und riß ihre blauen Augen weit auf; „das wissen wir ja alle, daß sie — so gewissermaßen — nun zu den Gefallenen gehört! Wir sollen aber verzeihen, nicht? Die Baronin meint . . ."

„Ganz recht, Herz. Verzeiht und vergeßt, soviel ihr wollt, nur traut ihr nicht zu viel! Das ist ein durchtriebenes Luderchen!" rief der Doktor und wollte seiner Frau einen Kuß geben. Aber nun hatte er sie ernstlich erzürnt. Sie bog das blonde Haarschöpflein beiseite, daß er ihren Mund nicht erwischen konnte, und schalt ärgerlich.

„So bist du! Da sieht man wieder einmal, wie du bist. Immer denkst du das Böse von den Menschen. Voll Mißtrauen und Herzenshärtigkeit bist du. Gott kann an diesem Mädchen arbeiten und ein braves unb gutes Geschöpf aus ihr machen!"

„Gewiß," sagte der Doktor trocken. „Gott kann ja auch heute noch Wunder tun!"

Nun fehlte wenig, so hätte das wohlerzogene Frauchen mit dem Fuß gestampft. Sie bezwang sich, ging aber hinüber in ihr Zimmer und holte ein Körbchen Strümpfe zum Flicken aus einer Ecke, setzte sich damit ans Fenster und arbeitete darauf los. Strümpfe flickte sie nur, wenn sie Grund zu haben glaubte, mit der Welt und ihrem Gatten unzufrieden zu sein. Sie fühlte sich dann noch unglücklicher und verkannter als vorher und ganz und gar nicht an ihrem Platz. Zum zweiten Mal begegnete es dem Doktor in dieser Sache, leise pfeifen zu müssen. Er nahm sich aber vor, mit eigenen Augen Maries Besserung zu verfolgen.

Oft ritt er hinaus ins Marienheim. Er versah sozusagen das Amt einer Bulldogge und stand scharf auf der Lauer. Aber da gab es nichts zu überwachen. Das liebe Mariechen ging seinen geraden Weg, als gebe es keine Nebenspaziergänge in verbotenes Gebiet. Sie schlug allerdings hie und da ihre Augen auf zu dem großen Mann, mit Blicken, die sonst ohne weiteres im Fleisch der Opfer hängen blieben, hier aber unverrichteter Dinge abprallten wie schäumende Wellen an einer Mauer. Mariechen neigte dann das Haupt, senkte die Lider und seufzte.

„Seufze du nur, du Tausendsassa!" dachte der Doktor. „Sauber bist du nicht übers Nierenstück!"

Eines Tages sprach er mit Hans Friedrich von Sellnau über das Mädchen. Der junge Mensch war der Baronin Jüngster. Ein Alterskind, engbrüstig, in den Gelenken schlotterig, bebrillt, mit ein wenig krummen Beinen. Aber er war fleißig, verläßlich, mit Idealen vollgepfropft, die, weil sie nicht auf dem Boden der Möglichkeit standen, ihn hinderten, die Dinge zu sehen, wie sie waren. Hans Friedrich glich in nichts seinen ältern Brüdern, den Offizieren, und war der Mutter Liebling. An allen ihren „Werken" nahm er regen Anteil. Die Tanten und Freundinnen der Baronin sagten „O", wenn sie von ihm sprachen, und mehr als eine trug sich mit der Absicht, den Jüngling zu ihrem Haupterben zu machen. Er wurde rot, als der Doktor ihn über Marie befragte.

„Ja," sagte er stotternd, „ich habe nichts über sie zu klagen. Sie lernt leicht. Sie ist recht fleißig."

„Ich kann mir nicht helfen, ich traue ihr nicht," warf der Doktor dazwischen.

Hans Friedrich sah ihn durch seine gelbliche Brille erschrocken an. Marie übte einen selsamen Reiz auf ihn aus. Brav und schüchtern wie er war, kannte er nur die Cousinen und Schwestern seiner Freunde. Er war nie mit einem jener Mädchen zusammengekommen, die seine Mutter zu retten versuchte. Das schöne Mädchen da sollte eine Verlorene sein? Eine Sünderin? Ein Irrlicht? Und war sie es früher, so ist sie es jetzt nicht mehr! Dafür legte er seine Hand ins Feuer. Diese fromme Stimme log nicht, diese gesenkten Augen nicht, auch nicht der liebliche, schmerzvoll bewegte Mund und der feine, demütige Nacken.

Hans Friedrich sah zu dem Doktor auf und fragte sich, ob er vielleicht zu den Gegnern, den Spöttern und Verächtern ihres Liebeswerkes gehöre, zu den Skeptikern und Verneinern. Aber des Doktors männliches, kluges und fröhliches Gesicht sah nach Lebensbejahung aus, und seine Anwesenheit als Vorstand des Heims stempelte ihn zu einem Freund des Hauses.

„Sie irren sich, lieber Doktor," sagte der junge Mann. „Das Mädchen bemüht sich, wie meine Mutter versichert, nach Möglichkeit, sich der Gnade Gottes teilhaftig zu machen!"

„Ja, das weiß der Himmel, die Sprache Kanaans spricht sie wie eine Alte," rief der Doktor.

Hans Friedrich wurde langsam rot. Man sah das Blut sich bis unter seine Haare ergießen.

„Sie mag gefehlt haben, aber sie sucht das Gute in sich zu fördern!"

„Genug, genug!" rief der Doktor ungeduldig und entzog sich einer Fortsetzung des Gespräches über Marie durch die Flucht.

Hans Friedrich unterhielt seine Mutter beim Tee durch eine wortgetreue Schilderung seiner Unterredung mit dem Hofarzt. Sie mußte öfters indigniert ihr Lorgnon zum Auge führen. Sie hob sich langsam auf ihrem Sitz und reichte dadurch mit der obersten Locke ihrer kunstvollen Frisur bis zum Rahmen des Bildes ihres erlauchten Großvaters, des Fürsten zu Herrenau-Lindenau, das über dem Sopha hing. Sie vermochte sich nur zu recken, wenn sie sehr erregt war. Sie war empört. Sie, die Baronin von Sellnau, war nicht blind, sie hatte doch auch Augen. Und sie hatte Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Nur hatte sie etwas, was dieser Doktor — leider — nicht zu besitzen schien.

„Ich fürchte, mein lieber Hans Friedrich, dieser liebe Doktor gehöre zu . . . zu den . . . Nein, es ist klüger, zu

schweigen. Aber das muß ich sagen, daß das liebe Mariechen ein erhebendes und zu Dank stimmendes Zeugnis dafür ist, was unser Heim erreichen kann, ja schon erreicht hat. Glaube mir, Hans Friedrich, ihre Sünden sind getilgt durch ihr jetziges Leben! Und nicht nur das, die Wunden ihrer Sünden sind vernarbt. Ich versichere dich, lieber Sohn, ich wäre glücklich, wenn alle jungen Mädchen meiner engern und weitern Bekanntschaft so wären wie sie. Wollte Gott, jede Reue wäre so echt, jedes Streben so ernst, jeder gute Wille so fruchtbar wie bei unserm lieben Mariechen."

Nachdem die Baronin so gesprochen, sank sie zu ihrer gewöhnlichen Größe zusammen und trank Tee.

Hans Friedrich saß glücklich hinter seiner vergoldeten Empiretasse und starrte auf die nackten Arme einer gemalten, sehr langen und dünnen Dame, ohne zu wissen, was er betrachtete, und dachte dabei an das gerettete und vortreffliche Mariechen.

III.

Es ist nun einmal nicht zu ändern, daß fast alle Dinge ihre zwei Seiten haben. Daß aber ein Ereignis, wie zum Beispiel die Bekehrung und Rettung Mariechens, woran doch nicht nur die Schwester Anna und die drei Gönnerinnen, sowie der Onkel Strehlmeier sich aufrichtig freuten, worüber auch die lieben Engelein im Himmel Hosiannah sangen und lobpriesen, daß sogar dies allerlei Unangenehmes und Betrübliches nach sich ziehen würde, das hätte sich doch eigentlich niemand gedacht.

Es war von der kleinen Frau Doktor wohl zu verstehen, daß sie endlich des ewigen Mißtrauens genug hatte und ihr die Galle überlief. Sie versagte es sich nicht, ihre Meinung deutlich dem Herrn Doktor auszusprechen, der aber bestand mit granitenem Eigensinn darauf, der schlimmen Marie sei nicht zu trauen. Es waren ihm, zwar noch unbestimmt und ohne Knochen, Gerüchte zu Ohren gekommen, die ihn aufmerken ließen. Er war seiner Sache noch nicht ganz sicher, ließ aber Marie vor sich kommen, um ihr einmal ernstlich in die Augen zu sehen.

Als das Mädchen vor ihm stand mit ihrem tugendhaft glattgestrichenen Haar und dem Mündchen, das sie irgend einer Gottesmutter abgeguckt haben mußte, da übermannte es ihn.

„Marie," rief er streng und hob ihr Gesicht mit einem Finger in die Höhe.

„Jetzt kommt's," dachte das Mädchen und wurde dunkelrot. Es blieb aber bei dem „Marie".

„Nimm dich in acht," hörte sie den Doktor noch sagen, als sie davonnrannte. Sie war nun gewarnt und schrieb sich die Warnung hinter die hübschen, leichtsinnigen Ohren.

Seiner Frau gegenüber wollte der Doktor einstweilen von dem allem schweigen. Sie machte ihn aber alsobald in seinen Vorsätzen wankend, indem sie, wie fast täglich, das Lobliedlein des Marienhauses zu singen begann und beim Mariechen endigte.

Mit leuchtenden Augen berichtete sie, daß das liebe Kind gestern öffentlich — nein, nicht buchstäblich öffentlich, aber doch in Anwesenheit der Schwester Anna und der drei Gönnerinnen bekannte: Daß sie Gott inständig dafür danke, daß er sie den tiefen Fall habe tun lassen, um sie dadurch zu sich zu ziehen. Sie habe keinen andern Wunsch mehr, als sich in seiner Gnade zu sonnen und ihm zu dienen. Die Frauen hätten sich vor Freude nicht anders helfen können, als daß sie Mariechen um den Hals gefallen seien und sie geküßt hätten. Natürlich die Frau Baronin nicht. Sie habe aber dem Mädchen mit ihrem Lorgnon die Wange getätschelt und . . .

Weiter kam die Erzählerin nicht. Zum ersten Male in seiner Ehe wurde der Doktor grob. Er sprang auf, daß sein Stuhl umfiel und dabei das Knie seiner Frau böswillig streifte.

„Und das Gewäsch glaubt ihr!" rief er lauter, als er eigentlich wollte. „Ihr Blindschleichen ihr, seid ihr denn ganz verblendet? Habt ihr denn keinen Funken Verstand im Kopf, daß ihr euch durch solch heuchlerische Worte übertölpeln laßt? Ich will dir sagen, was Mariechen ist: eine Dirne, nach wie vor. Trotz euerm Marienheim und euerm frommen Mehlbrei, mit dem ihr sie füttert und den sie euch über die Augen schmiert! Wart ein paar Tage, und ich werde das saubere Fräulein entlarven und euch den Star stechen!" Die junge Frau fand lange keine Worte.

„Helmar," schrie sie endlich auf, „pfui! Schäme dich!" Sie begann zu weinen.

„Pfui," schluchzte sie noch einmal auf, und benetzte das neue seidene Kissen, das sie dem Undankbaren zum Geburtstag gestickt, mit ihren Tränen.

Der Doktor vergaß sich nun leider so weit, daß er ein wirkliches Scheltwort ausstieß, das seine Frau inbezug auf sich selber noch nie gehört hatte. Er sagte „Gans" zu ihr. „Gans!"

(Fortsetzung folgt.)

Gesetz.

Von Maja Matthey.

Die wir von heut und morgen sind,
Uns rinnt die Stunde gar geschwind.

Ein Frühling, eine Sommernacht,
Schon wird die Schere scharf gemacht.

Und übermorgen schneidet fremd
Uns Linnen ab zum Totenhemd.